

Inge Deutschkron

am 18. Oktober 2011 an der Rampe 17 in Grunewald

Zur Erinnerung an den Beginn der nationalsozialistischen Deportationen der Juden aus Berlin

Der 18. Oktober 1941

Ich erschrak. Ein Gerücht erreichte mich am Morgen des 16. Oktober 1941, das unter führenden Funktionären der Jüdischen Gemeinde kursierte. Am Abend des gleichen Tages würden 1.000 jüdische Berliner zu einer ersten Deportation abgeholt werden, hieß es da. Näheres wüsste man nicht. Nur, dass es sich um Menschen handelte, die ungefähr zwei Wochen zuvor eine „Liste“ erhalten hatten. Eine „Liste“, so nannte man dieses Papier, das in Wahrheit ein Formular war, auf dem die Empfänger Dinge einzutragen hatten, die noch in ihrem Besitz waren – wie Bettwäsche, Teppiche, Kleidung – und es ausgefüllt an die Jüdische Gemeinde zurück zu schicken hatten. Eine ältere Mitbewohnerin unseres „Judenhauses“ hatte eine solche „Liste“ erhalten. „Die werden wir sicher auch noch bekommen“, hatte meine Mutter damals desinteressiert gesagt. Und nun?

Meine Mutter weigerte sich, das Gerücht ernst zu nehmen.

An jenem Abend, wie an jedem anderen auch, setzten sich meine Mutter und Tante Olga an den Kartentisch. Es war kurz nach 20.00 Uhr, der Uhrzeit, ab der es Juden bis 06.00 Uhr früh untersagt war, ihr Haus zu verlassen. „Spielkarten haben sie uns noch gelassen“, sagte meine Mutter spöttisch. Alles andere wie Radioapparate oder Grammophone hatten längst abgeliefert werden müssen. Telefonleitungen zu „Judenwohnungen“ waren durchgeschnitten. Das Lesen von Zeitungen war uns verwehrt worden. Kinos, Museen, Theater durften wir nicht betreten. Also spielte man Karten und würzte die Pausen mit zynischen Bemerkungen, das eigene Schicksal betreffend.

Kurz nach 20.00 Uhr klingelte es kurz und schrill. Ich zog meinen Mantel mit dem „Judenstern“ an, blickte auf meine Mutter, die aufgesprungen war, die Angst ins Gesicht geschrieben. Ich ging zur Tür. Vor mir standen zwei hochgewachsene Männer in grauen Ledermänteln, die Gesichter fahl und ausdruckslos. „Gestapo“ schoß es mir durch den Kopf. Sie wiesen sich aus. „Wohnt hier eine Klara Sara Hohenstein?“ Wortlos wies ich ihnen den Weg. Frau Hohenstein war hoch in den Sechzigern, eine häufig kränkelnde Dame, die sich um ihre Enkelkinder kümmerte, während deren Mutter in einer Munitionsfabrik für Hitlers Krieg schuften musste. Die beiden Männer verschwanden im Zimmer der alten Dame. Ich hörte gerade noch, wie ihr einer der Männer in barschem Ton befahl, ein paar Sachen zusammen zu packen. Viel würde sie nicht brauchen. „Wir nehmen sie mit!“, sagten sie kurz und knapp. Mehr enthüllten sie ihr nicht. „Die Herren“, sagte Frau Hohenstein erklärend, als sie sich von uns verabschiedete, „die Herren wissen auch nicht, wohin ich komme.“ Sie trug ihren mit Pelz besetzten Wintermantel, den sie meist nur zu besonderen Anlässen anzog. In der Hand hielt sie eine kleine Reisetasche. „Ich melde mich, sobald ich kann.“ Sie sprach freundlich, ja eigentlich höflich zu uns, so offensichtlich der Situation nicht gewahr, in der sie sich befand. Wir nickten nur, zu keiner Geste oder Bemerkung fähig. Die Hände der alten Tante Olga zitterten. Meine Mutter hielt sich am Kartentisch aufrecht. Nach zehn Minuten war alles vorüber. Am nächsten Morgen erinnerte uns ein Siegel an Frau Hohensteins Zimmertür, dass das Geschehen am vorherigen Abend kein Albtraum, sondern pure Wirklichkeit gewesen war. „Es ist verboten, das Siegel zu erbrechen oder etwas aus dem Zimmer der Hohenstein zu entwenden“, hatte der Gestapobeamte noch hinzugefügt, als die beiden Männer mit Frau Hohenstein in ihrer Mitte die Treppe zum wartenden Auto hinuntergingen.

Stundenlang danach diskutierten meine Mutter und ich darüber, ob wir recht getan hatten, Frau Hohenstein im Unklaren gelassen zu haben über das „Gerücht“, das

nun zur Tatsache geworden war. Hätte man die alte Dame ängstigen sollen, ohne zu wissen, ob es der Wahrheit entsprach? Hätte sie sich vorbereiten oder gar fliehen können? Dann hätten wir jetzt zu verantworten, dass sie in die Fänge der Gestapo geraten war. Doch eine Dame ihren Alters, ein bisschen umständlich, vom Alter her ein wenig erschöpft, hätte sicher nichts dergleichen getan.

Da klingelte es wieder. Dieses Mal war es Frau Schroeder, die uns sehr zugetane Portiersfrau des Hauses. „Was geht hier vor? Was wollen die mit der Frau Hohenstein?“, so schrie sie. Sie habe gesehen, wie man sie weggefahren hätte. Die Frau, noch in der Arbeitsschürze, hörte entsetzt zu, als ich ihr von dem „Gerücht“ berichtete. „Nein, nein, das darf nicht wahr sein!“, rief sie und fügte Worte wie „Mörder, Verbrecher“, hinzu. Ich hatte Mühe, sie zum Schweigen zu bringen. Ich ertrug das alles nicht länger und bat Frau Schroeder, Frau Hohensteins Sohn zu benachrichtigen, der in unmittelbarer Nähe wohnte. „Nein, nein“, schrie Frau Schroeder auf, „das kann ich nicht!“ Schließlich war sie bereit, mich dorthin zu begleiten. Wir eilten durch die dunkle Octobernacht und die menschenleeren Straßen, aus deren Wohnungen heitere Schlagermusik ertönte.

Den Anblick des Sohnes, als ich ihm die Nachricht überbrachte, kann ich bis heute nicht vergessen. Der kleine Mann starrte mich an, sein Gesicht nahm einen fast irren Ausdruck an, er schien nicht zu verstehen, presste die Lippen zusammen. Endlich brachte er die Frage heraus: „Wo ist sie nun, meine Mutter?“ Ich berichtete ihm das Wenige, was ich wusste. Dann trieb ich zur Eile. Mir war klar, dass Frau Schroeder und ich verhaftet würden, fand man uns zusammen. Dazu hatte ich noch den „Judenstern“ abgenommen, was ja grundsätzlich verboten war. Juden war es außerdem strengstens untersagt, nach 20.00 Uhr auf der Straße zu sein! Frau Schroeder und ich strebten, so schnell wir konnten, unserem Haus zu. Im dunklen Hausflur nahm mich Frau Schroeder in die Arme und weinte, weinte.

Am nächsten Morgen ließ uns der Sohn wissen, er habe versucht, Näheres über den Verbleib seiner Mutter zu erfahren. Sie sei mit tausend anderen Personen in die Synagoge Levetzowstraße eingeliefert worden. Nein, sie litten keine Not, habe der Angestellte der Jüdischen Gemeinde, die für die Versorgung der Verhafteten verantwortlich war, beteuert. Sie würden gut betreut und auch gut gepflegt. „Eine Nachricht?, einen Gruß? Ein letztes Lebewohl?“ Nein, das dürfte man ihnen nicht überbringen. Er flehte die weinenden Angehörigen an zu verstehen, dass alles nur menschenmögliche für sie getan würde. Man sollte sich nicht beunruhigen.

Im Schatten des folgenden Abends gingen meine Mutter und ich zur Synagoge. Wir blieben auf der anderen Straßenseite. Näher wagten wir uns nicht heran. Die Verhafteten seien vornehmlich Personen über 65 Jahre und nicht mehr arbeitsfähig. Wir ertappten uns dabei, dass wir erleichtert aufatmeten, da wir beide arbeiteten. Wir schämten uns. Es waren nicht nur die Mauern der Synagoge und die Wachposten davor, die uns von den Menschen dahinter trennten. Sie waren auf unwirkliche Weise von uns abgeschieden.

Am 18. Oktober 1941, vor 70 Jahren also, wurde dieser erste Transport jüdischer Menschen aus Berlin von Rampe 17 des Bahnhofs Grunewald abgefertigt. Hitlers Mordmaschinerie war angelaufen. Jeden Monat folgten nun mit einer gewissen Regelmäßigkeit Transporte mit 1.000 oder 1.500 Menschen, die „gen Osten“ gefahren wurden, wie wir in Unkenntnis des wahren Zieles zu sagen pflegten. Ihre genaue Zahl hing von den Kapazitäten der Reichsbahn ab, Berlin sollte „judenrein“ gemacht werden. „Das wird eines unserer bedeutendsten Siege sein“, trug Propagandaminister, Dr. Joseph Goebbels in sein Tagebuch ein. Dabei wurde kein jüdischer Deutscher ausgelassen, auch jene nicht, die als Künstler oder Wissenschaftler Deutschlands Namen in der Welt groß gemacht hatten. Oder solche, die im Ersten Weltkrieg als Freiwillige für Deutschland gekämpft hatten und dafür

mit Orden geehrt worden waren. Manche von ihnen trugen diese Orden noch an der Rampe im irrigen Glauben, es würde sie vom Schicksal der anderen bewahren.

Wir aber, die zu nächst zurückblieben, aus welchem Grunde auch immer, wussten, dass dies Schicksal auch uns eines Tages ereilen würde. Wir lebten von einem Tag zum anderen. Wir atmeten auf, wenn ein Transport ohne uns abfuhr. Doch am nächsten Tag kehrte die Angst zurück, die Angst, wir könnten in dem kommenden Transport sein. Die Angst beherrschte unser Leben, das Leben von tausenden von Todgeweihten. Auch die geflüsterte Nachricht, die Berliner Gestapo sei in ihrer „Arbeit“ säumig geworden und sollte von der Gestapo aus dem bereits für judenrein erklärten Wien abgelöst werden, änderte daran nichts. Diese vollendeten ihre Aufgabe mit eigenen Methoden.

Am 27. Februar 1943 hatten sie ihr Ziel erreicht. Die jüdische Gemeinde Berlins hatte aufgehört zu existieren. Die Hälfte ihrer ehemals 160.00 Mitglieder hatte das rettende Ausland noch erreicht. 7.000 hatten Selbstmord verübt, bevor die Schergen sie fingen. 1.700 Überlebten in Verstecken, die mutige, nichtjüdische Berliner unter Einsatz ihres eigenen Lebens für sie fanden.

Ja, auch ich überlebte das schreckliche Geschehen. Es hat mich geprägt. Das Gefühl ließ mich niemals los, dass es meine Aufgabe ist, alles zu tun, um zu verhindern, dass Vergleichbares je wieder geschieht – nicht hier und nicht anderswo.

Ich wende mich nun an Euch, Ihr Jungen, die ihr die nächsten Jahrzehnte dieses Landes gestalten werdet:

Wendet Euch nicht ab von diesem Teil der Geschichte, die die Eures Volkes ist. Dazu gehört, dass Ihr Euch informiert, festzustellen sucht, wie es möglich war, dass

Hundertem, ja Tausende Eures Volkes zu Mördern wurden. Wachsamkeit, Symptome erkennen, gehören dazu. Glaubt mir, das seid Ihr uns und Eurem Volke schuldig.

Die Devise muß Euch leiten, dass JEDER Mensch auf dieser Erde, ganz gleich welcher Hautfarbe, ganz gleich welcher Religion, ganz gleich welcher politischen Überzeugung:

Ein Recht auf Leben hat!

Vergesst das nie!
